

**Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.**



arig blehne könne, un am meherste hot es mich gefalle, daß er den Phlipp, was mein Hosband is, sein Saluhhode nit gleiche duht. Das hen ich schon lang nit gegliche, anwer was tann ich dann mit so en alte Heller wo so stoborn wie en Mjühl is, anfrage? An gute un böse Worie hen ich es doch noch nie nit fehle losse, anwer je mehr ich spreche, desto mehr duht er sich un do hen ich schon längt mein Meind uffgemacht, daß ich gar nids mehr sage wollt.

No. 290. — Den anneren Dag hen ich emol for e Tschehusch all unsere Kids zu die nämlische Zeit ins Haus gehadt, das is ebbes, was nur sehr selte häppene duht. Es hot mich arig gefreut un ich hen die Gelegenheib benut un hen emol en kleine Spielsch lösgelosse. „Ihr Bume,“ hen ich gesagt, „e alles Sprichwort duht sage: Dehr is no Plehs leit Hohm un es is e Frädt. Es is nur zu böß, daß so viele Bume das erscht eppriechsiechte, wann se fein Heim mehr hen. Dann duhn je dran dente, was se gemisht hen un dann dente se sogar an den Bei, den die Mutter gemascht hat un wo se nie in ihr ganzes Leue twidder so gut gefunne hen. Sometzt Ihr in Betrachtt komme duht, hen ich ja e ganze Vatt zu lide, anwer ich drite als e Ruhl ein Auge zu un duhn mit den anneren in e anneren Weidreischen gucke, bitafsch ich glische auch nit twidder alles e Hoß zu rechte. Ebbes, wo ich anwer gar nit mit uffmaache tann, is die Frädt, daß Ihr so gar nit euer schönes Heim eppriechsiechte duht. Mir hen die ganze Woch noch keine zwei Miesls, wo mer all keisamre sin. Der eine kommt früher, der annerer kommt später un der annerer kommt gar nit. Ich ronne doch ke ahneit Vonschrum, duhn ich? Ar dann noch e anneres Ding, ich gleiche auch, wann die Kinner Dendts schon zu Haus sin. Bume in Guer Alter die hen nids an die Stritt zu duhn, die belange in ihr Bett.“

Die Königin Alfonso von Spanien und seine Gemahlin Vittoria leben, wie es heißt, wie die Turteltauben. Die Königin ist um das Wohl ihres Gatten äußerst besorgt und in dankbarer Anerkennung ist er ihr ritterlicher Sklave und führt das Pantöffelgängen, welches Ihre Majestät wie ein Zauberstäbchen zu schwingen weiß. Selbst kein Freund der herkömmlichen spanischen Etikette, hat er ihr nachgehend manche im königlichen Schloß und seiner Umgebung übliche Gepflogenheit aufgegeben zum Ingrim seiner Verwandten und zum Entsetzen des Hofes und der Großen. Die Folge ist, daß die Königin von der großen allgemeinen Beliebtheit, deren sie sich erfreute, bereits weit eingebüßt hat und immer mehr einbüßt. Bis vor Kurzem war sie selbst von den Angehörigen des Königs vergöttert worden; der Hof und der Adel liebte sie. Jetzt wird sie rath eine der unbeliebtesten Kronenträgerinnen.

**König als Pantöffelheld.**

Die Königin hat den zahlreichen Verwandten des Königs offen gezeigt, daß ihre Gesellschaft ihr nicht behagt. Sie hat die Staatstafel abgeschafft, bei welcher der König täglich seine Verwandten traf. Seit unbedenklichen Zeiten hat die ganze königliche Familie in der Residenz gewohnt, aber das unnahbare Verhalten der Königin und ihre gebietrischen Allüren haben eine so kalte Atmosphäre geschaffen, daß sie sich alle verabschiedet haben.

Das königliche Paar hat übrigens kürzlich das Hochzeitsgeschenk in Augenschein genommen, das ihnen lokale Landbesitzer gemacht haben. Es handelt sich um die Inlet Cortegada, die in Galizien in der Bai von Arosa gegenüber den Häfen von Vilagarcia und Carril liegt und die für den Sommeraufenthalt des Königspaares eingerichtet werden soll, da die Sommerresidenz in San Sebastian Privatgut der Königin-Mutter ist. Es ist kaum eine schönere Stätte an der spanischen Küste zu denken als diese Insel, die von einer üppigen südlichen Vegetation völlig überponnen wird. Auf der etwa 4 Meilen im Umkreise messenden Insel wohnten bisher einige Fischerfamilien, insgesamt 70 Personen in 18 Häusern, die jedoch das Angebot der reichen Spanier, die ihrem König ein so großartiges Geschenk machen wollten, gern annehmen und ihre kleinen Besitzungen unter der einzigen Bedingung verkaufen, daß die Kapelle der Encarnacion, ein berühmter Wallfahrtsort, unangestastet bleibe. Für 600,000 Pesetas (etwa \$125,000) ging die Insel an die neuen Besitzer über. Der König nahm dieses werthvolle Geschenk, das ihm unter Vorlegung von Alkums und Plänen angeboten wurde, mit lebhaftem Dank entgegen und sandte sofort den Marquis Viana und den Aristokraten Ripollés zu der Insel, um eine geeignete Stelle für den Bau eines Schlosses auszufinden. Er selbst hat sich an der Ausarbeitung der Pläne zu seiner Sommerresidenz, die ein richtiger Palast in dem Mischstil von christlicher und arabischer Kunst werden soll, der für die spanische Architektur charakteristisch ist, sehr lebhaft betheiliget. Die ganze Insel soll zu einem Park umgewandelt und ein großer Anlageplan für Schiffe geschaffen werden.

Nach bei der Fahrt nach Sundringham wäre er sicher zu spät gekommen, wenn man den Zug nicht absichtlich hätte später abfahren lassen, als Alfonso mitgeteilt war.

Die Königin wurde von einer Freundin gefragt, ob sie sich nicht vor den Anarchisten fürchte, worauf sie erwiderte: „Wir laufen größere Gefahr, bei einer Automobillfahrt das Genick zu brechen, als von Anarchisten angegriffen zu werden, denn bei uns heißt es immer schnell fahren, um rechtzeitig irgendwo einzutreffen.“

Während solche Charaktereigenschaften in England von geringem Belange sein mögen, sind sie in Spanien sehr gefährlich, wo das Volk so sehr zwischen Feindseligkeit und Freundschaft schwankt und sie können sogar eine Tragödie veranlassen.

der Operation keine Spur des früheren Lebens mehr entdecken konnte. Diesen Fällen kommt eine lebhaft agitatorische Wirkung zu. Vermögen sie doch das alte und noch immer populäre Vorurtheil von der Unheilbarkeit des Krebses für alle Zukunft zu zerstören. Und sie gewinnen noch an überzeugender Kraft durch einen besonderen Umstand: Unter diesen durch Operationen radikal geheilten Krebsen gehören nicht wenige solchen Organen an, zu denen bis vor kurzer Zeit das Messer des kühnsten Chirurgen nicht vorzudringen mochte. Doch darf man dabei nicht vergessen: Diese Fälle sind Meisterstücke verfeinerter Diagnostik und moderner Operationskunst; sie repräsentieren noch eine Minorität—zwar eine schon beträchtliche und stetig wachsende, aber immerhin eine Minorität.

Auf der Rehrseite der Statistik sind die Patienten verzeichnet, welche unoperiert oder selbst trotz chirurgischer Hilfe der Krebskrankheit erlagen und — das ist das traurigste Ergebnis — in nicht geringer Zahl hätten gerettet werden können. Um diese unglücklichen Vorkommnisse aus ihren Ursachen begreifen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß das Wohl und Wehe des Krebskranken allein von der zeitigen Erkennung des Leidens abhängt. Im Verlaufe jeder Krebskrankung gibt es einen Zeitpunkt, der die Grenze der möglichen Heilbarkeit bezeichnen. Jenseits dieser Grenze ist jeder, auch der geschickteste und verwegenste chirurgische Eingriff machtlos. So kommt alles darauf an, den kritischen Zeitpunkt mit Sicherheit zu treffen. Glücklicherweise hat die naturwissenschaftliche Arbeit der letzten Zeit unseren diagnostischen Apparat und unsere diagnostische Methodik außerordentlich vervollkommnet. Sie hat uns in den Stand gesetzt, die Forderung der rechtzeitigen Krebsdiagnose nicht nur stellen, sondern in vielen Fällen auch erfüllen zu können. Wie wenige aber gelangen dazu, sich eines persönlichen Nutzens unserer diagnostischen und therapeutischen Fortschritte erfreuen zu können! Fast scheint es, als hätten unsere großen Forscher und Praktiker für die Mehrheit der Krebskranken umsonst geschaffet. Umsonst für alle, denen die erstattete Diagnose nicht mehr helfen kann, weil es für eine radikale Therapie zu spät ist. Es wäre ungerath, für diese Mißerfolge der Krebstherapie in allen Fällen den Arzt verantwortlich zu machen. Ihn trifft fast nie der Vorwurf, in bewußtem oder unbewußtem Leichtsinne den kritischen Zeitpunkt verpaßt zu haben. Ihn so wenig wie den Patienten, der rechtzeitige Hilfe gern gesucht und dankbar empfangen hätte. Denn während der Entwicklungsperiode des Krebses läßt das körperliche Befinden den Gedanken an die Nothwendigkeit ärztlichen Eingreifens nicht allzu häufig aufkommen. Unmerklich ist meist der Beginn des Lebens; sinnfällige Symptome einer gefährlichen Erkrankung fehlen in der ersten und wichtigsten Zeit oft vollkommen; stumm bleibt noch der ernüchterte Warner und wachsame Hüter der Gesundheit; der Schmerz. Kein starker physischer Antriebe weist dem Kranken zur rechten Zeit den Weg zum Arzt. Das entscheidende Wort spricht meist nur ein freiwilliger Entschluß, der gewöhnlich aus unbekanntem Furcht, fällt nie aus wissenschaftlicher Erkenntniß gereift ist.

Die Königin-Witwe Christina ist über die Wendung der Dinge tief betrübt, aber sie hat gefunden, daß es zwecklos ist, mit der jungen Königin darüber zu rechten, welche es nicht einmal nöthig hält, ihre Abneigung gegen veraltete Gebräuche, lästige Formalitäten und die undurchbringliche Zurückhaltung der spanischen Unterthanen zu verbergen.

Der König billigt alles, was die Königin sagt und thut. Er fügt sich nicht nur, weil er seine Gemahlin liebt, sondern auch, weil ihm selbst der Zwang der Etikette lästig ist.

Es hieß, König Edward wolle seiner Nichte bei ihrem Besuche in London das Köpfchen etwas zurechtsetzen. Wenn er dies versucht hat, scheint es ihm nicht recht gelungen zu sein. Auf alle Fälle ist Alfonso noch immer der ergebene Diener seiner Gemahlin und folgt ihren Befehlen, wie es einem wohlgezogenen Gatten zukommt. So kommt es, daß sie, seiner sicher, mit einem Vertrauen, welches nicht jede königliche Frau hat, darauf besteht, daß er nicht immer an ihrer Schleppe hängen, sondern sich mit seinen Freunden vergnügen und seinem Sport nachgehen soll. Dabei weiß sie aber wohl, den knabenhaften Lebermuth des Königs zu dämpfen.

Seine Gattin, welche mit der Königin Alexandra und der Königin Maud von Norwegen in einem Automobil in der Nähe zugefahen, befürchtete, er möchte sich erkälten und ließ ihm durch einen Offizier sagen, er solle seinen Leberrod wieder anziehen. Der Offizier entledigte sich seiner Aufgabe mit Delikatesse, aber der König beachtete seine Volkskraft gar nicht. Da kitzte die Königin ab und näherte sich dem Könige. König Edward machte Alfonso aufmerksam und sagte, er solle sich in Acht nehmen, seine Frau komme. Alfonso drehte sich um und gab sein Gewehr einem Diener, nahm sofort den Leberrod einem anderen ab und zog ihn unter dem Gelächter der hohen Herrschaften an.

Freilich ist die innere Medizin noch nicht Herr des Krebses geworden. Der moderne Chirurg aber hat diesen verzweifelten Standpunkt eines therapeutischen Nihilismus glücklich überwunden. Mit Stolz verweist er auf seine Statistiken, die deutlich genug für ihn und seine Leistung sprechen: zahlreiche Krebskranken sind durch einen chirurgischen Eingriff von ihrem Leiden befreit und — was das Wesentliche ist — so gründlich befreit worden, daß der residirende Arzt noch viele Jahre nach

der Operation keine Spur des früheren Lebens mehr entdecken konnte. Diesen Fällen kommt eine lebhaft agitatorische Wirkung zu. Vermögen sie doch das alte und noch immer populäre Vorurtheil von der Unheilbarkeit des Krebses für alle Zukunft zu zerstören. Und sie gewinnen noch an überzeugender Kraft durch einen besonderen Umstand: Unter diesen durch Operationen radikal geheilten Krebsen gehören nicht wenige solchen Organen an, zu denen bis vor kurzer Zeit das Messer des kühnsten Chirurgen nicht vorzudringen mochte. Doch darf man dabei nicht vergessen: Diese Fälle sind Meisterstücke verfeinerter Diagnostik und moderner Operationskunst; sie repräsentieren noch eine Minorität—zwar eine schon beträchtliche und stetig wachsende, aber immerhin eine Minorität.

Auf der Rehrseite der Statistik sind die Patienten verzeichnet, welche unoperiert oder selbst trotz chirurgischer Hilfe der Krebskrankheit erlagen und — das ist das traurigste Ergebnis — in nicht geringer Zahl hätten gerettet werden können. Um diese unglücklichen Vorkommnisse aus ihren Ursachen begreifen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß das Wohl und Wehe des Krebskranken allein von der zeitigen Erkennung des Leidens abhängt. Im Verlaufe jeder Krebskrankung gibt es einen Zeitpunkt, der die Grenze der möglichen Heilbarkeit bezeichnen. Jenseits dieser Grenze ist jeder, auch der geschickteste und verwegenste chirurgische Eingriff machtlos. So kommt alles darauf an, den kritischen Zeitpunkt mit Sicherheit zu treffen. Glücklicherweise hat die naturwissenschaftliche Arbeit der letzten Zeit unseren diagnostischen Apparat und unsere diagnostische Methodik außerordentlich vervollkommnet. Sie hat uns in den Stand gesetzt, die Forderung der rechtzeitigen Krebsdiagnose nicht nur stellen, sondern in vielen Fällen auch erfüllen zu können. Wie wenige aber gelangen dazu, sich eines persönlichen Nutzens unserer diagnostischen und therapeutischen Fortschritte erfreuen zu können! Fast scheint es, als hätten unsere großen Forscher und Praktiker für die Mehrheit der Krebskranken umsonst geschaffet. Umsonst für alle, denen die erstattete Diagnose nicht mehr helfen kann, weil es für eine radikale Therapie zu spät ist. Es wäre ungerath, für diese Mißerfolge der Krebstherapie in allen Fällen den Arzt verantwortlich zu machen. Ihn trifft fast nie der Vorwurf, in bewußtem oder unbewußtem Leichtsinne den kritischen Zeitpunkt verpaßt zu haben. Ihn so wenig wie den Patienten, der rechtzeitige Hilfe gern gesucht und dankbar empfangen hätte. Denn während der Entwicklungsperiode des Krebses läßt das körperliche Befinden den Gedanken an die Nothwendigkeit ärztlichen Eingreifens nicht allzu häufig aufkommen. Unmerklich ist meist der Beginn des Lebens; sinnfällige Symptome einer gefährlichen Erkrankung fehlen in der ersten und wichtigsten Zeit oft vollkommen; stumm bleibt noch der ernüchterte Warner und wachsame Hüter der Gesundheit; der Schmerz. Kein starker physischer Antriebe weist dem Kranken zur rechten Zeit den Weg zum Arzt. Das entscheidende Wort spricht meist nur ein freiwilliger Entschluß, der gewöhnlich aus unbekanntem Furcht, fällt nie aus wissenschaftlicher Erkenntniß gereift ist.

Wir stehen also der beängstigten Statistik gegenüber, die ein eminent bössartige Krankheit beträchtlich an Boden gewonnen zu haben scheint. Diese Erscheinung muß um so stärker beunruhigen, als wir nach einer befriedigenden Erklärung bis jetzt vergeblich suchen. Ist denn aber andererseits eine rationelle und consequent durchgeführte Krebsprophylaxe bisher überhaupt versucht worden? Nein. Sie ist und konnte auch garnicht versucht werden, weil die nothwendige wissenschaftliche Grundlage noch fehlt und erst dann gegeben sein wird, wenn alle gegenwärtigen Zweifel über Ursachen und Entstehungsgeschichte der Krebskrankheit einer klaren naturwissenschaftlichen Erkenntniß Platz gemacht haben werden. Zur Zeit besitzen wir diese Erkenntniß noch nicht — trotz aller Entdeckungen angeleglicher Krebsbazillen, die Aerzte und Patientennel in den letzten Jahren so oft mit frohen Hoffnungen erfüllten.

So bleibt auch dem seine ganze Aufgabe erfassenden Therapeuten keine andere Wahl, als die bereits ausgebildete Krebskrankheit zu behandeln und ihre Heilung zu versuchen, da er noch nicht gelernt hat, ihre Entstehung zu verhindern.

Freilich ist die innere Medizin noch nicht Herr des Krebses geworden. Der moderne Chirurg aber hat diesen verzweifelten Standpunkt eines therapeutischen Nihilismus glücklich überwunden. Mit Stolz verweist er auf seine Statistiken, die deutlich genug für ihn und seine Leistung sprechen: zahlreiche Krebskranken sind durch einen chirurgischen Eingriff von ihrem Leiden befreit und — was das Wesentliche ist — so gründlich befreit worden, daß der residirende Arzt noch viele Jahre nach

Sollen nun diese Ergebnisse für uns mehr als statistische Daten bedeuten, so dürfen wir uns nicht scheuen, ihre fast selbstverständlichen Konsequenzen zu ziehen, freilich ohne Ueberreibungen und falsche Verallgemeinerungen. Denn zum Glück ist der Krebs kein allzu häufiges Leiden, und die Beschwerden, die selbst im kritischen Alter und an den besonders für Krebs disponirten Organen sich einstellen, erweisen sich in der überwiegenden Mehrheit der Fälle als gutartige. Doch schon die geringste Wahrscheinlichkeit einer beginnenden Krebskrankheit mahnt uns einbringlich, scharfsinnig und nachdenklich einzuholen, solange wir unser Schicksal noch selbst mitbestimmen können. So erfüllt der Einzelne nicht nur eine Pflicht gegen sich selbst, sondern er dient auch der Gemeinschaft; denn er unterstützt die Wissenschaft in ihrem Kampfe gegen einen unheimlichen Feind des Menschengeschlechtes.

**Leben uuer Eskimos.**

Herr Stefanson, ein Mitglied der Mittelsen-Expedition, hat über sein Leben unter den Eskimos der Herchel-Insel interessante Mittheilungen gemacht. Seine Speise bestand aus Fisch und Waldfischfleisch und aus dem Fleische der Polarbären. Die Eskimos besorgten die Jagd, wobei sie sich moderner Gewehre, wie beispielsweise des Lee Enfield-Gewehres, mit großer Gewandtheit bedienten. Der Forscher sagt: „Unsere Mahlzeiten bestanden aus in der Regel gefrorenem rohen Fisch zweimal am Tage, und getohtem Fleische oder Fisch einmal täglich. Anfangs ließ ich alle Speisen trocken, fand jedoch bald, daß dies zu lästig war, und der rohe Fisch schmeckte mir schließlich besser als der getohte. Die Eskimos konnten kein Wort Englisch. Sie waren keine Christen und im gewöhnlichen Sinne des Wortes vollständig ungebildet. Doch lebte es sich sehr angenehm mit ihnen. Sie sind immer heiter, selbst wenn sie nichts zu essen haben. Ihr Familienleben ist ein gutes. Man sieht niemals, daß sie sich zanken, und zwischen Mann und Frau fällt nie ein unfreundliches Wort. Ich habe niemals gesehen, daß ein Kind gequält wurde, und doch waren die Kinder die artigsten, die ich jemals gefunden habe. Diebstahl ist unter diesen vollständig ungebildeten Eingeborenen absolut unbekannt. Die Eskimos sind Romantiker in hohem Grade und scheinen sich dabei recht gut zu sehen. Alle Speise ist Gemeingut und ein verweistes Kind ist deshalb ebenso gut gekleidet und genährt, wie das Kind des reichsten und einflussreichsten Mannes. Den verkrüppelten und alten Leuten geht es ebenso gut wie den Glücklichen unter ihnen.“

Dieses Lob der Eskimos wird von einem anderen Forscher, dem Engländer Harrison, in gewisser Weise bestätigt. Harrison hat sich 23 Jahre in dem arktischen Ozean, nördlich von dem amerikanischen Continente, aufgehalten und verlebte einen Winter unter den Eskimos der Herchel-Insel bei denen er sich sozusagen in Quartier und Kost gegeben hatte. Leben diese Eskimos sagt er:

„Die Eskimos, mit denen ich lebte sind als Bergeskimos bekannt. Ich fand sie sehr viel zivilisierter als die gewöhnlichen Eskimos. Sie unterscheiden sich von diesen dadurch, daß sie sehr reichlich sind und sich jeden Morgen waschen. Jeder Eskimo trägt seine Walfischfelle mit sich, und ich kannte sogar einen, der persönlich in jeder Woche einmal seine Kinder badete. Die Eskimos werden von den Walfischfängern hauptsächlich als Jäger benützt. Sie sind vorzüglich Seeleute, und wenn die Walfischfänger Ueberfluß haben, dann leben die Eskimos von den besten Lederbälgen die sie sich verschaffen können. Sie führen ein ganz eigenartiges Leben. Männer und Frauen haben ihre eigene Arbeit. Sie sind gefügig, zarten Sinne, werden nicht aufgeregt und sind außerordentlich human. Ich habe gesehen, daß ein Eskimo ein Kind ob eines Hund bedrohte oder anführte.“

Was wären in dieser Welt die Stärken — ohne Unterstützung der Schwachen? In der Kölnischen Zeitung heißt es: Die Länder am Stillen Ozean sind weit und menschenleer. Californien hatte bei der letzten Volkszählung von 1901 auf einem Gebiet von 409,800 Q.M. eine Bevölkerung von 1,485,000 Einwohnern oder einen Einwohner auf den Quadratkilometer. Rechn schwach.

Das Witterer Tageblatt berichtet aus Lachen: „Wie dem Echo der Gegenwart aus Weismes berichtet wird, ist ein Wagen mit 14 Stüd Vieh, auf dem borigen Markte gefahren wurde, auf dem Bahnhofs Wiffing in verendetem Zustande angekommen. Der Wagen wurde der Ubederter überwiesen. Wie aber mag den Tieren Fahrt in dem verendeten Wagen bekommen sein.“

In Gledbach hört die Gemüthlichkeit auf — aber das Geld in der Hand geht auch da, wo es zu gemüthlich geht.

**Lizzie Hanfstengel.**

Freund (in einem Dorfe zu einem Bauern): „Sagen Sie, mein Lieber, wo gibts denn hier ein gutes Glas Bier?“  
Bauer: „Ja, dös is alleweil verschieden, aber gehn S nur zua und schau'n S, wo am meissten geraaft wird, da is 's Bier guat!“  
Weiblich: „Nun, Fräulein Emilia, habe ich Sie schon fünfmal gefragt, ob Sie die Meine werden wollen. Heute frage ich Sie zum allerlehten Male, wollen Sie die Meine werden?“  
Ach, Herr Emil, das kommt ja so plöblich!“  
Ihre Ahnung: Frau (die von ihrem Mann, welcher zur Jagd geht, Abschied nimmt): „Und wann tann ich Dich zurück erwarten, lieber Alfred?“  
Mann: „Sobald ich etwas Ordentliches geschossen habe!“  
Frau: „Aber, das ist ja entsetzlich, Du willst Dich doch nicht auf ewig von mir trennen?“  
Instruktion: Förster (zum kurzschichtigen Sonntagsgäuger): „Dann möchte ich Sie noch auf eins aufmerksam machen, Herr Doktor: Was vorne läuft, ist immer der Hase, der Hund kommt erst hinterher. Heute wollen wir nur Hasen schießen!“

**Lizzie Hanfstengel.**

Freund (in einem Dorfe zu einem Bauern): „Sagen Sie, mein Lieber, wo gibts denn hier ein gutes Glas Bier?“  
Bauer: „Ja, dös is alleweil verschieden, aber gehn S nur zua und schau'n S, wo am meissten geraaft wird, da is 's Bier guat!“  
Weiblich: „Nun, Fräulein Emilia, habe ich Sie schon fünfmal gefragt, ob Sie die Meine werden wollen. Heute frage ich Sie zum allerlehten Male, wollen Sie die Meine werden?“  
Ach, Herr Emil, das kommt ja so plöblich!“  
Ihre Ahnung: Frau (die von ihrem Mann, welcher zur Jagd geht, Abschied nimmt): „Und wann tann ich Dich zurück erwarten, lieber Alfred?“  
Mann: „Sobald ich etwas Ordentliches geschossen habe!“  
Frau: „Aber, das ist ja entsetzlich, Du willst Dich doch nicht auf ewig von mir trennen?“  
Instruktion: Förster (zum kurzschichtigen Sonntagsgäuger): „Dann möchte ich Sie noch auf eins aufmerksam machen, Herr Doktor: Was vorne läuft, ist immer der Hase, der Hund kommt erst hinterher. Heute wollen wir nur Hasen schießen!“

**Ihr Trost.**



**Ihr Trost.**

„Was? Sie sind schon eine Tochter aus der zweiten Ehe Ihres Vaters?“  
Wittliche: „Ja,wohl, da sollten Sie aber erst die aus seiner ersten Ehe sehen!“

**Lizzie Hanfstengel.**

Freund (in einem Dorfe zu einem Bauern): „Sagen Sie, mein Lieber, wo gibts denn hier ein gutes Glas Bier?“  
Bauer: „Ja, dös is alleweil verschieden, aber gehn S nur zua und schau'n S, wo am meissten geraaft wird, da is 's Bier guat!“  
Weiblich: „Nun, Fräulein Emilia, habe ich Sie schon fünfmal gefragt, ob Sie die Meine werden wollen. Heute frage ich Sie zum allerlehten Male, wollen Sie die Meine werden?“  
Ach, Herr Emil, das kommt ja so plöblich!“  
Ihre Ahnung: Frau (die von ihrem Mann, welcher zur Jagd geht, Abschied nimmt): „Und wann tann ich Dich zurück erwarten, lieber Alfred?“  
Mann: „Sobald ich etwas Ordentliches geschossen habe!“  
Frau: „Aber, das ist ja entsetzlich, Du willst Dich doch nicht auf ewig von mir trennen?“  
Instruktion: Förster (zum kurzschichtigen Sonntagsgäuger): „Dann möchte ich Sie noch auf eins aufmerksam machen, Herr Doktor: Was vorne läuft, ist immer der Hase, der Hund kommt erst hinterher. Heute wollen wir nur Hasen schießen!“

**Lizzie Hanfstengel.**

Freund (in einem Dorfe zu einem Bauern): „Sagen Sie, mein Lieber, wo gibts denn hier ein gutes Glas Bier?“  
Bauer: „Ja, dös is alleweil verschieden, aber gehn S nur zua und schau'n S, wo am meissten geraaft wird, da is 's Bier guat!“  
Weiblich: „Nun, Fräulein Emilia, habe ich Sie schon fünfmal gefragt, ob Sie die Meine werden wollen. Heute frage ich Sie zum allerlehten Male, wollen Sie die Meine werden?“  
Ach, Herr Emil, das kommt ja so plöblich!“  
Ihre Ahnung: Frau (die von ihrem Mann, welcher zur Jagd geht, Abschied nimmt): „Und wann tann ich Dich zurück erwarten, lieber Alfred?“  
Mann: „Sobald ich etwas Ordentliches geschossen habe!“  
Frau: „Aber, das ist ja entsetzlich, Du willst Dich doch nicht auf ewig von mir trennen?“  
Instruktion: Förster (zum kurzschichtigen Sonntagsgäuger): „Dann möchte ich Sie noch auf eins aufmerksam machen, Herr Doktor: Was vorne läuft, ist immer der Hase, der Hund kommt erst hinterher. Heute wollen wir nur Hasen schießen!“

**Lizzie Hanfstengel.**

Freund (in einem Dorfe zu einem Bauern): „Sagen Sie, mein Lieber, wo gibts denn hier ein gutes Glas Bier?“  
Bauer: „Ja, dös is alleweil verschieden, aber gehn S nur zua und schau'n S, wo am meissten geraaft wird, da is 's Bier guat!“  
Weiblich: „Nun, Fräulein Emilia, habe ich Sie schon fünfmal gefragt, ob Sie die Meine werden wollen. Heute frage ich Sie zum allerlehten Male, wollen Sie die Meine werden?“  
Ach, Herr Emil, das kommt ja so plöblich!“  
Ihre Ahnung: Frau (die von ihrem Mann, welcher zur Jagd geht, Abschied nimmt): „Und wann tann ich Dich zurück erwarten, lieber Alfred?“  
Mann: „Sobald ich etwas Ordentliches geschossen habe!“  
Frau: „Aber, das ist ja entsetzlich, Du willst Dich doch nicht auf ewig von mir trennen?“  
Instruktion: Förster (zum kurzschichtigen Sonntagsgäuger): „Dann möchte ich Sie noch auf eins aufmerksam machen, Herr Doktor: Was vorne läuft, ist immer der Hase, der Hund kommt erst hinterher. Heute wollen wir nur Hasen schießen!“

**Lizzie Hanfstengel.**

Freund (in einem Dorfe zu einem Bauern): „Sagen Sie, mein Lieber, wo gibts denn hier ein gutes Glas Bier?“  
Bauer: „Ja, dös is alleweil verschieden, aber gehn S nur zua und schau'n S, wo am meissten geraaft wird, da is 's Bier guat!“  
Weiblich: „Nun, Fräulein Emilia, habe ich Sie schon fünfmal gefragt, ob Sie die Meine werden wollen. Heute frage ich Sie zum allerlehten Male, wollen Sie die Meine werden?“  
Ach, Herr Emil, das kommt ja so plöblich!“  
Ihre Ahnung: Frau (die von ihrem Mann, welcher zur Jagd geht, Abschied nimmt): „Und wann tann ich Dich zurück erwarten, lieber Alfred?“  
Mann: „Sobald ich etwas Ordentliches geschossen habe!“  
Frau: „Aber, das ist ja entsetzlich, Du willst Dich doch nicht auf ewig von mir trennen?“  
Instruktion: Förster (zum kurzschichtigen Sonntagsgäuger): „Dann möchte ich Sie noch auf eins aufmerksam machen, Herr Doktor: Was vorne läuft, ist immer der Hase, der Hund kommt erst hinterher. Heute wollen wir nur Hasen schießen!“